

CLAUDIUS MÜLLER

China unter mongolischer Herrschaft: die Yuan-Dynastie

(1272–1368)

Die Wahl Qubilais (Kat.-Nr. 342) zum Großkhan im Jahre 1260 markierte einen Wendepunkt in der Geschichte des mongolischen Reiches. Die Stoßrichtung der Kriegszüge nach Süden und Osten mit der Eroberung riesiger Territorien von vornehmlich Ackerbau treibenden Völkern hatte die Mongolen der Generationen von Činggis Khan, seiner Söhne und Enkel der nomadisierenden Lebensweise entfremdet: Die ursprünglichen Kernlande wurden mehr und mehr zur Peripherie, China, Zentralasien und Osteuropa zu den neuen Zentren der Mongolen. Zudem war das Selbstverständnis eines großmongolischen Einheitsreiches, repräsentiert durch die Großkhane Činggis, Ögedei, Güyük und Möngke, nach der Festlegung der Herrschernachfolge auf die Linie Toluis grundlegend erschüttert. Es blieben vier lose miteinander verbündete, einander auch heftig bekriegende Nachfolgereiche. Qubilais Kräfte waren zunächst durch die Eroberung Chinas (bis 1278) gebunden, später ließ die Herrschaft über seine mehr als 100 Millionen neuen Untertanen nicht zu, seinen Anspruch auf die Position des Großkhans aller Mongolen zu realisieren und Einfluss auf die anderen Teilstaaten zu nehmen.

Die Herrschaft Qubilais (1260–1292)

Die Eroberung Nordchinas bis Mitte des 13. Jahrhunderts war begleitet von periodischen Kämpfen und wechselnden Koalitionen, denen eins nach dem anderen die Tanguten (Xixia-Dynastie), die Kitan (die Liao-Dynastie) und schließlich 1234 die Jürčēn (die Jin-Dynastie) zum Opfer fielen. Mit dem Vorstoß nach Südwest-China und der Einnahme von Sichuan und Yunnan 1254 war das neue Ziel vorgegeben – die Herrschaft über ganz China –, und das Restreich der Song, das sich in die Gebiete südlich des Yangtse zurückgezogen hatte, wurde in die Zange genommen. Zum Zeitpunkt des Todes seines Bruders, des Großkhans Möngke (1259), hatte sich Qubilai Stützpunkte am Südufer des Yangtse geschaffen. In den folgenden zwei Jahrzehnten schlug er endgültig die chinesischen Truppen und vereinigte das Reich der Südlichen Song-Dynastie bis zur Grenze von Annam (1278).

Schon bei seiner Erhebung zum Khan 1260 hatte Qubilai sich eine chinesische Regierungsdevisen (*nianhao*) gegeben. Nach der Verlegung seiner Hauptstadt Karakorum nach Dadu, dem heutigen Peking, begründete er 1272 die Yuan-Dynastie und ließ sich zum Kaiser (chin. *huangdi*) ausrufen. Die Wahl des Dynastienamens Yuan, »Uranfang«, geht auf ein Zitat aus dem »Buch der Wandlungen« (*Yijing*) zurück. Diese auf Empfehlung chinesischer Berater getroffene Entscheidung war ein Bruch mit der üblichen Benennung von Dynastien nach Regionen oder Flüssen und zeugt vom enormen historischen Selbstbewusstsein Qubilais.

Auch in der offiziellen chinesischen Historiographie wird Qubilai als eine der außergewöhnlichen Herrschergestalten gerühmt und zu den bedeutendsten Kaisern der chinesischen Geschichte gezählt. Trotz seiner späten Thronbesteigung im Alter von 45 Jahren herrschte er noch weitere 32 Jahre über das Reich, die bei weitem längste Regierungszeit seiner Dynastie. Wenngleich seine Regierung von Anfang an bis über seinen Tod hinaus von Zwistigkeiten mit anderen Thronwärtern begleitet wurde, so waren diese zwar lästig, aber nicht zu vergleichen mit den innerfamiliären Konflikten, die sein rundes Dutzend Nachfolger – meist Kinder oder Marionettenkaiser (vgl. die Stammtafel, S. 418) – in den restlichen 70 Jahren der Dynastie zu ertragen hatten. In deren Biographien häuften sich die Berichte von Familienzweigen, Hofintrigen, Cliquenkämpfen, Brudermorden und Attentaten.

Während Qubilais langer Regierungsperiode wurden die wichtigsten Wirtschafts- und Verwaltungsreformen der Yuan-Zeit durchgeführt. In ihrer Bedeutung waren sie richtungweisend für die folgenden Dynastien Ming und Qing und prägten dadurch auch das Bild der effizienten chinesischen Beamtenherrschaft in den Augen der europäischen Aufklärer des 18. Jahrhunderts. Die Grundlage dieser Reformen waren pragmatisches Handeln und rationale Überlegungen, wie sie bereits Qubilais Großvater demonstriert hatte: Bezeichnenderweise konnte ein chinesischer Berater, Yelu Chucai, Činggis Khan überzeugen, das durch Kriegszüge verwüstete Nordchina nicht in eine Pferde- und Schafweide für die Mongolen zu verwandeln, sondern weiter als Ackerland durch chinesische Bauern nutzen zu

lassen, da dies langfristig bei weitem größeren Profit verspräche.

Zwischen 1263 und 1268 etablierte Qubilai in Dadu (Peking) drei Hauptämter: das Zentralsekretariat, zuständig für Steuern, Personal, Riten, Krieg, Justiz und öffentliche Arbeiten, das Amt für militärische Angelegenheiten, verantwortlich für die Verwaltung der in Nordchina stationierten Truppen, und das Zensorat, das die Beamten und die Ausführung der kaiserlichen Anordnungen überwachte. Die regionale Verwaltung war vielfach aufgeteilt in Bezirks- und Präfektur-Einheiten, die jedoch nicht den zentralen Regierungsbehörden in Dadu, sondern zwölf provinziellen größeren Einheiten unterstellt waren, aus denen sich später tatsächlich die bekannten Großprovinzen Chinas entwickelten. Direkt verwaltet wurde nur die Hauptstadt und die sie umgebende Region, ansonsten galt eine Art »koloniale Herrschaft«, eine indirekt ausgeübte Herrschaft, die auf militärischer Macht mit feudalen Tendenzen ruhte. Das persönliche Beziehungsgeflecht zeigte sich vornehmlich in der Verleihung von Apanagen an kaiserliche Prinzen und verdiente Heerführer (v. a. in Nordchina) oder in der zentralasiatischen Usance des Rechts auf Einzug der Steuerpacht.

In der Verwaltung unterschieden die Mongolen vier Klassen der Bevölkerung mit unterschiedlichen Rechten: Zuoberst standen die Angehörigen der mongolischen Föderation, dann die »Leute besonderer Kategorie« (chin. *semuren*), v. a. zentralasiatische Verwaltungs- und Finanzfachleute. An dritter Stelle folgten die Nordchinesen (chin. *hanren*, so benannt nach der Han-Dynastie), die nicht nur die eigentlichen Chinesen umfassten, sondern auch die den Mongolen »nahe« Jürten, Kitan und Bohai Nordostchinas. Zuunterst rangierten die »Südbarbaren« (chin. *manzi*), die Einwohner des ehemaligen Song-Reiches. Nach einer Volkszählung von 1290 betrug das Verhältnis der Einwohner der vier Klassen 1 Million : 1 Million : 10 Millionen : 60 Millionen. Alle politisch einflussreichen Posten waren in Händen der Mongolen. Gemeinsam mit den v. a. im Finanzwesen tonangebenden Persern, Syrern und Angehörigen der Turkvölker besetzten sie 30 Prozent der Spitzenposten, während die *hanren* und *manzi* die Steuern zahlten und keinen Zugang zu höheren Ämtern hatten.

Durch Qubilais Verwaltungsreform waren auch die traditionellen chinesischen Examina abgeschafft worden, aus denen sich die Beamten rekrutierten. Bei ihrer Wiedereinführung im Jahre 1313 erhielten Angehörige der ersten beiden Klassen leichtere Prüfungsaufgaben als die der unteren zwei. Das wiederum führte dazu, dass sich Chinesen durch falsche Namen als Nichtchinesen ausgaben, um in den Genuss dieses Prüfungsbonus zu kommen.

Chinesen und Mongolen – Kontinuität und Konflikte

Die Zentralisierung der Verwaltung und die Stärkung des Zensorats standen durchaus in der Tradition der Song, der letzten chinesischen Vorgängerdynastie. Aber auch andere wirtschaftspolitische Entscheidungen der Mongolen führten frühere Entwicklungen fort: So stellten der Ausbau und die Erweiterung des großen Kaiserkanals, der das reiche Südchina mit der Hauptstadt Dadu piratensicher verband, zum ersten Mal seit zwei Jahrhunderten die wirtschaftliche Einheit Chinas wieder her. Die ebenfalls auf chinesische Wurzeln zurückgehende Ausgabe von Papiergeld sowie das Post- und Kurierwesen wurden von den Mongolen weiter gefördert bzw. ausgebaut und erleichterten dadurch entscheidend Handel und Kommunikation. Einen besonderen Einschnitt stellte die explizite Förderung und staatliche Begünstigung des Kaufmanns- und Händlerstandes dar, die allerdings im schroffen Gegensatz zur Haltung der konfuzianischen Beamtenschaft stand, die traditionell diesen »nichtproduktiven« Wirtschaftszweig ablehnte. In der Folge blühten die Geschäfte der Binnen- und Fernhändler, der Steuerpächter, Hoflieferanten und Gutsverwalter, die große Mengen an Privatkapital in ihren Händen konzentrierten. Dies zog ihnen den Hass der ausgebeuteten chinesischen Bauern und Leibeigenen zu, der sich letztlich aber gegen die »mongolische Verwaltung« generell richtete.

War der zum Teil dauerhafte Einfluss der Mongolen in Wirtschaft und Verwaltung auf die chinesische Gesellschaft enorm, so hinterließen sie auf kulturellem Gebiet eher geringe Spuren. Zwischen Mongolen und Chinesen herrschte ein äußerst ambivalentes Verhältnis, das sich vornehmlich in einer pragmatisch gefärbten, oberflächlichen Anpassung manifestierte. Aus späterer Sicht verwundert es, wie die beiden Bevölkerungsgruppen in relativer Unkenntnis voneinander Seite an Seite leben konnten.

Als Eroberer bemühten sich die Mongolen von Anfang an, ihre Herrschaft als eine im traditionellen chinesischen Verständnis legitime zu etablieren: Sie verlegten die Hauptstadt nach Dadu (allerdings unter gleichzeitiger Beibehaltung der Sommerresidenz in der Steppe nach nomadischer Sitte), riefen eine Dynastie aus und übernahmen Teile des Hofzeremoniells nach chinesischem Muster. Auch die zahlreichen scheinbar auf Expansion ausgerichteten Kriegszüge Qubilais waren weniger der mongolischen Tradition bleibender Eroberungen verpflichtet als der üblichen chinesischen Sicherung von Handels- und »Tribut«-Interessen. Es scheint, als wollte das »Reich der Mitte« die Nachbarvölker im Osten und Süden an ihre Vasallenpflichten erinnern: Japan (1274, 1281), Annam, Champa, Burma (1278, 1283) und Java (1281, 1292), wobei der letztgenannte Feldzug einer Expedition mit Raubzugcharakter gleichkam.

Der Wunsch, als legitime chinesische Nachfolger anerkannt zu werden, manifestierte sich in der nur vordergründig als nebensächlich erscheinenden Frage, wer die offizielle Geschichte der Vorgängerdynastie zu schreiben habe. Qubilai Auftrag konnte zunächst nicht ausgeführt werden, da man sich über die legitime Abfolge der Vorgänger – Liao, Jin und Song – nicht einigen konnte. Erst nachdem man über diese Frage weitgehende Einheit erzielt hatte, indem man alle drei als offiziell und damit ihren Anspruch auf eine Dynastiegeschichte anerkannt hatte, wurde dieses Werk in Angriff genommen und in kürzester Zeit – und rechtzeitig vor dem eigenen Ende – von 1343 bis 45 abgeschlossen.

Abgesehen von solchen politisch motivierten Interessen scheint den Mongolen die chinesische Kultur auffallend fremd geblieben zu sein. Der Zugang zur Sprache reduzierte sich wohl auf das Notwendige des Alltagsverkehrs, als Schrift wurde die neue, phonetische 'Phags-pa-Schrift' entwickelt und verwendet. Ein tieferes Eindringen in literarische oder künstlerische Traditionen der Chinesen, wie sie für andere Völker Zentralasiens nachweisbar ist, ist für die Mongolen nicht belegt.

Auf der anderen Seite stellte die Herrschaft der Mongolen für den allergrößten Teil der Chinesen keinen besonderen Eingriff in ihren Alltag und keine wesentliche Änderung gegenüber früher dar: Sie waren weiterhin Untertanen eines autokratischen Systems, zahlten ihre Abgaben, leisteten ihren Frondienst, und selbst Beamten- und Gelehrtenfamilien, die politisch weitgehend machtlos geworden waren, konnten ihr Dasein als wohl bestallte, gebildete Gutsbesitzer (Gentry) weiterpflegen, da die Eigentumsverhältnisse nicht geändert worden waren. Infolge dessen erfuhr die Gelehrtenkultur eine Art Privatisierung, statt dem höfischen Akademismus blühte die individuelle Literatenmalerei, die Kunst wandte sich einem kleinen Kreis von Kennern zu. In der Literatur fand eine Verbürgerlichung statt, da sich in den Zirkeln von Gebildeten neue literarische Formen wie Roman, Novelle und Theaterstück mit neuen Themen und in der Umgangssprache frei entfalten konnten.

Trotz der sich gegen Ende der Dynastie immer stärker artikulierenden Ablehnung der Fremdherrschaft fällt auf, dass eine nicht geringe Zahl chinesischer Beamter der als legitim empfundenen mongolischen Yuan-Dynastie gegenüber loyal blieb, selbst als die in Südchina ausbrechenden Bauernaufstände Mitte des 14. Jahrhunderts immer offener nationalistisches Gedankengut propagierten.

Über keines der mongolischen Nachfolgereiche sind wir so gut informiert wie über das Yuan-zeitliche China. Dies verdanken wir der offiziellen Dynastiegeschichte, dem *Yuanshi* (Kat.-Nr. 356), und den zahlreichen erhaltenen Dokumenten, auf die bereits die chinesischen Beamten der Ming-Zeit bei ihrer Abfassung zurückgreifen konnten. Es sind allerdings ausschließlich chinesische Zeugnisse, die in der Spra-

che der »Verlierer« berichten. Hierin ist ihr Tenor der gleiche wie der aller anderen Schilderungen der Mongolen. Die westlichen Quellen prangern die mehr oder minder verhassten Fremden als Teufel an, die östlichen beschreiben sie als kulturlose Barbaren. Ein Großteil der mongolischen Literatur dieser Zeit – eigenständig oder übersetzt – ist verlorengegangen oder von den Chinesen zerstört worden. Gerade eine der wichtigsten Errungenschaften der mongolischen Zeit in China, die kosmopolitische Einstellung in Verbindung mit der Öffnung nach außen, ist aus den chinesischen Quellen nur indirekt zu erschließen. Die zahlreichen wirtschaftlichen und kulturellen Kontakte der Pax Mongolica und ihrer unmittelbaren Folgezeit übertrafen bei weitem selbst den kosmopolitischen Glanz der Tang-Dynastie (618–907). Im Unterschied zu früher nahmen die Chinesen der Mongolenzeit dies jedoch kaum wahr.

Das Ende der Mongolenherrschaft

Mobilität und taktische Überlegenheit waren die wesentlichen Stärken der mongolischen Reitersoldaten bei der Eroberung Chinas gewesen. Ein vornehmlich in Garnisonen stationiertes Besatzungsheer – zum Großteil chinesische Truppen unter mongolischer Führung – stand hingegen vor der ganz neuen Aufgabe, das Riesennachreich auch wirksam zu kontrollieren. Der private Waffenhandel blühte, die Gesellschaft wurde mehr und mehr »militarisiert« durch Banditenheere, marodierende Horden und aufrührerische Bauern, die sich um Anführer aus ihren Reihen scharten. Die allgemeine Unzufriedenheit führte 1325 zum ersten größeren Aufstand südlich des Yangtse, innermongolische Machtkämpfe unter den Clans lähmten die Führungsschicht. Ein schwacher, noch dazu lange regierender letzter Kaiser, der den sexuellen Geheimkulten des unter den Chinesen verhassten Lamaismus mehr zugetan war als seinen Herrschaftspflichten, die Zwangsarbeit für Deichbauprojekte am Gelben Fluss wegen seiner periodischen Überschwemmungen, die Unterbrechungen des Getreidenachschubs nach Norden, das inflationäre Drucken von ungedecktem Papiergeld – all dies schürte die Unruhe, zog weitere lokale Rebellionen nach sich und stürzte schließlich das Land in den Bürgerkrieg. Antimongolische Tendenzen und der Ruf nach einer Restaurierung der alten Song-Dynastie als Wahrer traditioneller Wertesysteme und die immer lauter werdende Kritik an der Unfähigkeit der mongolischen »Kolonialherren« unterhöhlten den Herrschaftsanspruch der Mongolen. Schließlich rief ein Emporkömmling und ehemaliger Mönch aus einem der buddhistischen Klöster, die zum Hort chinesisch-nationaler Gesinnung geworden waren, Zhu Yuanzhang, 1368 die neue, chinesische Ming-Dynastie aus.

Das Ende der Mongolendynastie kann wohl nicht mit dem einfachen Argument der Verweichlichung von Nomaden im sesshaften China erklärt werden. Schließlich blieben die Mongolen, nachdem sie aus China vertrieben worden waren, weiterhin ein bedeutender Machtfaktor im Norden und eine permanente Bedrohung der Ming-Dynastie. Besser greift das Erklärungsmuster des in der chinesischen Geschichte immer wieder auftretenden dynastischen Zyklus, wonach häufig Schwächen des bürokratischen Apparates und soziale Spannungen zu Aufständen führten, die das Ende einer Dynastie zumindest beschleunigten. Letztlich scheiterten die Mongolen mit ihren äußerst bescheidenen personellen Ressourcen an der Aufgabe, ein so großes Agrar- und Handelsland wie China dauerhaft erfolgreich zu regieren: Eine Militärmacht mit ziviler Fassade reicht auf die Dauer nicht aus. Schneller als sie China erobert hatten kehrten die Mongolen wieder in die Steppe zurück: auch wenn ihre 100-jährige Herrschaft als eine vorübergehende Episode erscheinen mag, so werden im Nachhinein prägende kulturelle Strukturen erkennbar.

Literatur: AMITAI-PREISS/MORGAN 2000; BARFIELD 1989;
FRANKE 1970; FRANKE 1989 a; FRANKE/TRAUZETTEL 1968;
LANGLOIS 1981; ROSSABI 1988; TIETZE 1980